

dtv

In seinen melancholischen, skurrilen und heiteren Geschichten nimmt uns Guy de Maupassant mit in eine Welt der verbotenen Liebesabenteuer, der Doppelmoral des gehobenen Bürgertums, der Angelleidenschaft zweier Freunde, die tödlich für sie endet, der unheimlichen Begegnung mit einem vampirähnlichen Wesen und vielem mehr. Thematisch äußerst vielfältig beleuchten seine kleinen Meisterstücke Besonderes, Unheimliches, aber vor allem Alltägliches. Maupassant spinnt seine Geschichten jedoch so fein und legt sie so vielschichtig an, dass sich auch im Alltäglichen immer das Besondere zeigt.

Hermann Lindner hat die besten Novellen aus dem umfangreichen Werk des Autors ausgewählt und den poetischen Ton Maupassants gekonnt ins Deutsche übertragen.

Guy de Maupassant, geboren am 5. August 1850 in der Normandie, begann bereits als Jugendlicher zu schreiben. Er lernte Gustave Flaubert kennen, der ihm im Laufe der Jahre ein väterlicher Freund und Mentor wurde. 1880 gelang ihm mit seiner psychologischen Novelle »Schmalzkügelchen« der Durchbruch. Neben rund 300 Novellen und sechs Romanen veröffentlichte er zahlreiche feuilletonistische Artikel. Guy de Maupassant starb am 6. Juli 1893 in der Nähe von Paris an den Folgen einer Syphilis-Infektion.

Dr. phil. hab. Hermann Lindner war Privatdozent an der LMU, ist seit einigen Jahren im Ruhestand und gibt nach wie vor Seminare im Rahmen des Seniorenstudiums. Für dtv übersetzte er bereits Maupassants berühmten Roman »Bel-Ami« (14010).

Guy de Maupassant

Von der Liebe
und anderen Kriegen

Neu übersetzt,
mit einem Nachwort und Anmerkungen
von Hermann Lindner

dtv

Von Guy de Maupassant
sind bei dtv außerdem erschienen:
Garçon, un bock! –
Herr Ober, ein Bier! (dtv zweisprachig 9411)
Bel-Ami (14010)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Neuübersetzung 2014
2. Auflage 2016
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2014 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›The Path Uphill‹ (1881)
von Gustave Caillebotte (bridgemanart.com/
Private Collection/Christie's Images)
Gesetzt aus der Stempel Garamond 9,75/12,5·
Satz: Bernd Schumacher, Obergriesbach
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14316-5

INHALT

Schmalzkügelchen

7

Zwei Freunde

71

Das Abenteuer des Walter Schnaffs

82

Eine Landpartie

95

Im Frühling

114

Ein Abend

124

Geschichte einer Bauernmagd

152

Simons Papa

182

Der Bettler
196

Pierrot
205

Das Schmuckstück
214

Das Glück
228

Der Horla
238

Nachwort
280

Anmerkungen zum Text
301

SCHMALZKÜGELCHEN

Mehrere Tage lang waren schäbige Überbleibsel einer Armee in wilder Flucht durch die Stadt gezogen. Das waren keine geordneten Heeresteile mehr, sondern nur noch uniformierte Horden, die Hals über Kopf türmten. Es waren Männer mit langen, schmutzigen Bärten, in zerlumpten Uniformen, und statt in Reih und Glied zu marschieren, schleppten sie sich ohne Fahne in kleinen Grüppchen matt vor sich hin. Sie alle wirkten niedergeschlagen, todmüde, unfähig zu irgendeinem Gedanken oder zu einem Entschluss, trabten nur noch mechanisch weiter, und sobald sie irgendwo zum Stehen kamen, fielen sie sofort vor Müdigkeit um. Zu sehen waren vor allem in aller Eile eingezogene, kriegsunerfahrene Leute, behäbige Privatiers, die unter dem Gewicht des Gewehrs leicht einknickten, ferner Nationalgardisten der unteren Ränge, deren militärische Wendigkeit darin bestand, schnell in Panik und genauso schnell in Begeisterung zu geraten, ebenso überstürzt anzugreifen wie vor dem Feind davonzulaufen; inmitten all dieser gingen einige Rothosen, Überbleibsel einer Division, die in einer großen Schlacht aufgerieben worden war, dazu dunkelgraue Artilleristen zusammen mit Infanteristen aus verschiedenen Truppenteilen; und hier und da sah man auch noch den glänzenden Helm eines Dragoners, der mit schwerem Schritt den leichtfüßigeren einfachen Infanteristen hinterherschlurfte.

Dann waren große Scharen von Freischärlern an der Reihe; sie trugen heldenhafte Namen – »die Rächer der Niederlage«, »die Bürger des Grabes«, »die Teilhaber des Todes« – und sahen doch nur aus wie Straßenräuber.

Ihre Anführer, teils ehemalige Tuch- oder Kornhändler, teils Kaufleute, die früher mit Talg oder Seife gehandelt hatten, allesamt Gelegenheitskrieger, die ihren Offiziersrang ihren dicken Geldbörsen oder ihren langen Schnurrbärten verdankten, hielten, in Flanell gekleidet und mit Waffen und Offizierstressen reich bestückt, hochtönende Reden, diskutierten untereinander alle möglichen Feldzüge und gaben prahlerisch damit an, sie allein würden das fast tot darniederliegende Frankreich retten; dabei hatten sie oft vor nichts größere Angst als vor ihren eigenen Soldaten, lauter Gaunern, die zwar sehr tapfer sein konnten, aber noch lieber die Leute ausplünderten und die Beute sogleich wieder verprassten.

Das Gerücht ging um, die Preußen würden demnächst in Rouen einmarschieren.

Die Mitglieder der Nationalgarde, die seit zwei Monaten in den umliegenden Wäldern überaus vorsichtig Aufklärung betrieben, dabei mitunter auch mal die eigenen Wachposten erschossen und immer schon dann zu den Waffen griffen, wenn auch nur ein kleiner Hase im Gebüsch raschelte, hatten sich mittlerweile wieder ins eigene Wohnzimmer zurückgezogen. Ihre Waffen, ihre Uniformen, der ganze todbringende Plunder, mit dem sie vor Kurzem alle Nationalstraßen drei Meilen im Umkreis gesäumt und alle Passanten in Furcht und Schrecken versetzt hatten, all das war auf einen Schlag wie vom Erdboden verschwunden.

Schließlich hatten die letzten französischen Soldaten vor Kurzem die Seine überquert, um sich über Saint-Sever

und Bourg-Achard nach Pont-Audemer abzusetzen; und als Letzter hinter allen anderen ging zu Fuß, zwischen zwei Ordonnanzoffizieren, der verzweifelte General, der mit diesen lumpigen Resten aus unterschiedlichen Heeresteilen nichts mehr ausrichten konnte, auch er völlig niedergeschlagen angesichts des großen Debakels, das da über ein Volk gekommen war, das daran gewöhnt war, zu siegen und das nun trotz seiner legendären Tapferkeit so vernichtend geschlagen worden war.

Danach hatte sich eine große Ruhe, eine ängstliche und schweigende Erwartung über die Stadt gelegt. Viele korpulente, vom bloßen Geschäftsleben verweichlichte Bürger der Stadt sahen der Ankunft der Sieger voller Angst entgegen und zitterten schon bei dem bloßen Gedanken, diese könnten ihre Bratenspieße oder die großen Küchenmesser irrtümlich als Waffen auffassen.

Das Leben schien stillzustehen; die Läden waren geschlossen, die Straßen stumm. Hin und wieder schlich sich ein Bewohner der Stadt, eingeschüchtert von dieser Stille, an den Mauern entlang.

Vom Warten wurde den Leuten so angst und bange, dass sie die Ankunft des Feindes geradezu herbeisehnten.

Im Laufe des Nachmittags jenes Tages, der auf den Abmarsch der französischen Truppen folgte, durchquerten einige Ulanen, die plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht waren, die Stadt im Eilmarsch. Dann, kurze Zeit darauf, zog sich eine schwarze Masse vom Hügel Sainte-Catherine hinunter, während zwei andere Ströme von Eroberern auf den Straßen von Darnetal und Boisguillaume her auftauchten. Die Vorhut dieser drei Heereseinheiten stieß exakt im gleichen Augenblick auf dem Rathausplatz aufeinander; und von allen Nebenstraßen her marschierte nun die deutsche Armee in Rouen ein, Bataillon für

Bataillon, deren harte und rhythmische Schritte laut über das Pflaster dröhnten.

Befehle, die in unbekannter Sprache und aus rauen Kehlköpfen geschrien wurden, stiegen an den Häusern hoch, die wie ausgestorben dastanden, während hinter den Fensterläden Augen auf diese siegreichen Männer hinunterlugten, die kraft des ›Kriegsrechts‹ nunmehr die Herren über die Stadt, über die Vermögen und die Menschenleben waren. In ihren abgedunkelten Wohnungen waren die Bewohner der Stadt von der Kopflosigkeit befallen, die die Katastrophen, die großen mörderischen Umwälzungen, die es auf der Welt mitunter gibt, auslösen, gegen die auch die größte Weisheit und die stärkste Kraft nichts ausrichten können. Denn immer dann, wenn die bestehende Ordnung umgestürzt wird, wenn keine Sicherheit mehr besteht, wenn alles, was die Gesetze des Menschen oder der Natur beschützte, einer unbewussten und wilden Brutalität ausgeliefert ist, stellt sich dieser immer gleiche Gefühlszustand ein. Das Erdbeben, das unter den zusammenbrechenden Häusern ein ganzes Volk erdrückt, der Fluss, der sintflutartig über seine Ufer tritt und die ertrunkenen Bauern mit den Kadavern der Rinder und den losgerissenen Dachbalken fortschwemmt, oder die siegreiche Armee, die jene, die sich ihr entgegenstellen, massakriert und die restlichen gefangen nimmt, die im Namen des Säbels plündert und einem Gott beim Klang der Kanonen Dankgottesdienste darbringt, das alles sind gleichermaßen fürchterliche Geißeln, die uns Menschen allen Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit, jedes Vertrauen in die schützende Hand Gottes und die Vernunft des Menschen, die man uns in der Schule gelehrt hat, zerstören.

Aber was half es – an jeder Haustür erschienen klei-

ne Abordnungen, die erst anklopften und sodann in den Häusern verschwanden. Das war eben die Besatzung nach der Besetzung. Und damit begann auch die Pflicht der Besiegten, den Siegern gegenüber eine gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Als dann etwas Zeit vergangen war und sich der erste Schock gelegt hatte, kam allmählich eine neue Ruhe in der Stadt auf. In nicht wenigen Familien saß der Offizier beim Essen mit am Tisch der Familie. Bisweilen bewies er eine gute Kinderstube, indem er aus Höflichkeit sein Mitgefühl mit Frankreich bekundete und seinem Unbehagen, an diesem Krieg teilnehmen zu müssen, Ausdruck verlieh. Für diese Gefühlsbezeugung waren ihm seine Gastgeber demonstrativ dankbar; schließlich war ja nicht ausgeschlossen, dass man eines Tages seiner Protektion bedurfte. Die bevorzugte Behandlung, die man ihm angedeihen ließ, half vielleicht dabei, die Anzahl der gewöhnlichen Soldaten, die man durchzufüttern hatte, etwas zu verringern. Und warum sollten sie auch jemanden verletzen, von dem sie völlig abhängig waren? In dieser Richtung aktiv zu werden, das wäre schließlich weniger ein Zeichen von Heldenhaftigkeit als von Tollkühnheit! Und die Tollkühnheit – so etwas gab's mal zu der Zeit, als sich die Stadt durch ihren heldenhaften Mut bei der Verteidigung gegen einen Feind auszeichnete –, gehört nun mal nicht mehr zu den Fehlern der Bürger von Rouen. Als bestes Argument für französische Höflichkeit führten sie im Stillen an, dass es sehr wohl erlaubt sei, innerhalb der eigenen vier Wände Zuvorkommenheit walten zu lassen, solange man sich dem fremden Soldaten gegenüber in der Öffentlichkeit keinerlei Vertraulichkeiten gestattete. Draußen, da kannte man sich nicht mehr, aber im Hause, da war man zu jeder Plauderei bereit, und der Deutsche

blieb jeden Abend ein bisschen länger im Wohnzimmer sitzen, um sich aufzuwärmen.

Auch in die Stadt kehrte allmählich wieder Leben ein. Die Franzosen gingen noch nicht allzu oft aus dem Haus; dafür wimmelte es in den Straßen vor Preußen. Im Übrigen legten die Offiziere der blauen Husaren, die ihre großen Tötungswerkzeuge arrogant über das Straßenpflaster zogen – so schien es den einfachen Bewohner Rouens –, auch nicht übermäßig viel mehr Herablassung an den Tag als die französischen Offiziere des Jägerregiments, die im Jahr zuvor in den gleichen Cafés herumgesessen hatten.

Allerdings lag etwas in der Luft, ein schwer fassbares und unbekanntes Gefühl, eine unerträgliche fremde Atmosphäre, wie ein über die ganze Stadt versprühter Duft, der Duft der Invasion. Er erfüllte die Wohnungen, die öffentlichen Plätze, veränderte den Geschmack der Lebensmittel, vermittelte den Eindruck, von weither, von barbarischen und gefährlichen Stämmen zu kommen.

Die Sieger verlangten Geld, viel Geld. Die Einwohner der Stadt zahlten immer; im Übrigen waren sie reich. Aber je größer in der Normandie der Reichtum eines Geschäftsmanns wird, umso schwerer fällt es diesem, davon etwas zu opfern, und sei es auch nur ein kleines Quäntchen seiner Habe, das in den Besitz eines anderen übergeht.

Allerdings kam es vor, dass zwei bis drei Meilen unterhalb der Stadt in Richtung Croisset, Dieppedalle oder Biessart die Seeleute und die Fischer vom Grund des Flusses diesen oder jenen Kadaver eines Deutschen in mit Wasser vollgesogener Uniform herausfischten, der mit einem Messerstich oder dem Schlag eines Holzschuhs getötet worden war, oder dem jemand mit einem Stein den Schädel eingeschlagen hatte oder ihn von einer Brü-

cke ins Wasser hinabgestoßen hatte. Der Schlamm des Flusses begrub diese dunklen, wilden und legitimen Racheakte, diese unbekanntes Heldentaten, diese stummen Attacken, die ja gefährlicher waren als die bei Tageslicht ausgetragenen Schlachten, und denen kein Ruhmesgesang zuteil wurde, unter sich.

Denn der Hass auf den Fremden stachelte immer ein paar unerschrockene Naturen, die bereit sind, für eine Idee in den Tod zu gehen, dazu an, die Waffen zu ergreifen.

Nachdem die Eroberer die Stadt zwar ihrer unbeugsamen Disziplin unterworfen, aber auf ihrem Triumphzug keine einzige der Schreckenstaten begangen hatten, die die Gerüchteküche prophezeit hatte, bekamen die Leute wieder etwas Mut, und der Drang zum Geschäftemachen gewann in ihren Krämerherzen wieder die Oberhand. Einige von ihnen waren mit ihrem Vermögen an Geschäften in Le Havre beteiligt, das noch die französische Armee besetzt hielt, und so wollten sie den Versuch machen, zu diesem Hafen zu gelangen; hierfür mussten sie es über Land bis nach Dieppe schaffen, um sich von dort aus nach Le Havre einzuschiffen.

Zu diesem Zweck bedienten sich die entsprechenden Interessenten des Einflusses der deutschen Offiziere, deren Bekanntschaft sie gemacht hatten, und kamen so in den Besitz einer Reiseerlaubnis, die der Ortskommandeur für sie ausstellte.

So war denn also eine große vierspännige Kutsche für diese Reise reserviert worden, und zehn Personen hatten sich dafür beim Kutscher angemeldet; um größere Menschenansammlungen zu vermeiden, wurde beschlossen, eines Dienstagmorgens, noch vor Sonnenaufgang, aufzubrechen.

Seit ein paar Tagen schon war der Erdboden vom Frost

hart geworden, und am Montag brachten gegen drei Uhr große schwarze Wolken vom Norden her dichte Schneemassen herbei, die während des Abends und der ganzen Nacht ohne Unterlass vom Himmel fielen.

Um halb fünf Uhr früh versammelten sich die Reisenden im Hof des »Hôtel de Normandie«, wo sie die Kutsche besteigen sollten.

Sie waren alle noch ziemlich verschlafen und schlotterten vor Kälte unter ihren Decken. Sie konnten einander in der Dunkelheit schlecht sehen; und mit den vielen Schichten schwerer Wintersachen, die sie trugen, wirkten all diese Körper wie fettleibige Pfarrer in ihren langen Soutanen. Aber zwei Männer erkannten sich doch, ein dritter sprach sie an, und so kamen sie ins Gespräch: »Ich habe meine Frau dabei«, sagte der eine. »Ich auch.« – »Und ich ebenso.« Der erste fügte noch hinzu: »Wir werden nicht nach Rouen zurückkehren, und wenn die Preußen auch noch weiter in Richtung Le Havre vorrücken, dann setzen wir nach England über.« Da sie alle eine ganz ähnliche Einstellung hatten, hatten sie auch die gleichen Pläne.

Unterdessen war die Kutsche immer noch nicht angespannt worden. Von Zeit zu Zeit wanderte eine kleine Laterne, die ein Stallknecht in der Hand hielt, aus einer dunklen Tür, um sogleich wieder in einer anderen zu verschwinden. Pferdehufe schlugen auf den Boden, gedämpft durch das auf der Erde liegende Streu, und dazu war die Stimme eines Mannes, die mal zu den Tieren sprach, mal fluchte, im Inneren des Gebäudes zu hören. Ein leises Bimmeln zeigte an, dass jemand dabei war, den Pferden das Geschirr anzulegen, aus diesem Gebimmel wurde ein klares und anhaltendes Geklapper, dessen Rhythmus durch die Bewegung des jeweiligen Tieres bestimmt wurde, die manchmal aufhörte, um dann gleich wieder mit ei-

nem Ruck einzusetzen, begleitet vom matten Klang eines Hufeisens, das am Boden aufschlug.

Mit einem Mal ging die Tür zu und sogleich war keinerlei Geräusch mehr zu hören. Die verfrorenen Wartenden hatten ihre Gespräche eingestellt; steif und starr standen sie da.

Ein dichter Vorhang aus weißen Flocken sank ohne Unterlass glitzernd zur Erde; er ebnete alle Formen ein, überlagerte alle Dinge mit eisigem Schaum; und in der großen Stille der ruhig daliegenden und vom Schnee bedeckten Stadt war nicht mehr zu hören als jenes unbestimmbare, unbenennbare, herumschwirrende Knistern des herabfallenden Schnees, das eher ein Gefühl als ein Geräusch darstellt, ein Gemisch von leichten Atomen, die die Luft erfüllten, ja den ganzen Kosmos zu bedecken schienen.

Der Mann mit der Laterne tauchte wieder auf und zog an einer Schnur ein trauriges Pferd hinter sich her, das sich nur höchst widerwillig bewegte. Er stellte es neben die Deichsel, befestigte die Gurte, ging hinum und herum, um sich zu vergewissern, dass das Geschirr fest und sicher saß, denn er konnte das alles nur mit einer Hand ausführen, in der anderen hielt er ja seine Lampe. Als er sich anschickte, das zweite Pferd herauszuholen, bemerkte er all die reglosen Reisenden, die schon ganz eingeschnit dastanden, und sagte zu ihnen: »Warum steigen Sie denn nicht ein; dann sitzen Sie wenigstens im Trockenen.«

Daran hatte wohl niemand gedacht, und so stiegen sie hektisch in die Kutsche. Die drei Herren brachten ihre Frauen im Fond unter und stiegen dann auch ein; dann kamen die anderen dieser undeutlichen menschlichen Formen, die teils verschleiert waren, an die Reihe und nahmen die verbliebenen Plätze ein, ohne eine Silbe zu sagen.

Der Boden der Kutsche war mit Stroh ausgelegt, in

dem die Füße versanken. Die Damen im hinteren Teil hatte kleine, mit künstlicher Kohle geheizte Fußwärmer aus Kupfer mitgebracht; sie setzten diese sogleich in Betrieb und wurden nicht müde, mit leiser Stimme immer wieder deren Vorzüge zu rühmen, wobei sie ständig Dinge voreinander wiederholten, die sie alle schon lange wussten.

Als die Kutsche endlich irgendwann dann doch angespannt war, mit sechs statt mit vier Pferden, um die Nachteile der winterlichen Straße auszugleichen, da fragte eine Stimme von draußen: »Sind alle eingestiegen?« Eine Stimme von drinnen antwortete: »Ja.« Und die Kutsche setzte sich in Bewegung.

Sie kam nur langsam voran, sehr langsam, Schritt für Schritt. Die Räder versanken ständig im Schnee, der ganze Gepäckraum ächzte und krachte dumpf bei jeder Gelegenheit; die Tiere rutschten ständig aus, schnaubten, dampften; und die riesige Peitsche des Kutschers knallte pausenlos, flog in alle Richtungen, verfang sich und entwirrte sich wie eine kleine Schlange, um gleich darauf wieder auf einen prallen Pferderücken niederzusausen, der sich dann mit neuer Kraft anspannte.

Aber so langsam zog dann doch der Tag herauf. Diese leichten Flocken, die einer der Reisenden, ein lupenreiner Bewohner Rouens, mit einem Baumwollregen verglichen hatte, fielen nicht mehr. Ein schmutziger Lichtschein drang durch dicke, dunkle und tiefhängende Wolken hindurch, die die weiße Farbe der Landschaft noch strahlender erscheinen ließen, in der mal eine Reihe großer Bäume mit einem Mantel aus Raureif, mal eine Hütte mit einer Kapuze aus Schnee zu sehen waren.

In der Kutsche bäugten sich die Mitreisenden voller Neugier im traurigen Licht dieses Morgengrauens.

Ganz hinten im Fond dösten – sich gegenüber – auf den

besten Plätzen Herr und Frau Loiseau, Weingroßhändler aus der Rue Grand-Pont.

Angefangen hatte Loiseau als Gehilfe eines Geschäftsmanns; als dieser an den Rand der Pleite geriet, hatte er den Laden aufgekauft und ein blühendes Unternehmen daraus gemacht. Er verkaufte Wein sehr schlechter Qualität zu sehr günstigen Preisen an die kleinen Landgasthöfe und galt bei seinen Bekannten und Freunden als gerissener Schlawiner, eben als echter Normanne, der voller Tricks steckte und immer einen Witz auf Lager hatte.

Sein Ruf als Gauner war so verbreitet, dass Tournel, ein stadtbekannter Verfasser von Fabeln und Liedern, ein witziger Kerl mit spitzer Zunge, eines Abends in der Präfektur den anwesenden Damen, als diese schon ein wenig gelangweilt vor sich hin schauten, vorgeschlagen hatte, eine Partie »Loiseau fliegt, Loiseau betriegt« zu spielen; das Wortspiel fand alsbald seinen Weg durch die Räume der Präfektur, danach durch die ganze Stadt, und hatte einen ganzen Monat lang alle Kinnladen der ganzen Provinz vor Lachen zum Wackeln gebracht.

Loiseau war ebenfalls wegen seiner Witze und Späße jeden Kalibers berühmt, ob sie nun gut oder eher von schlechtem Geschmack waren, und niemand konnte über ihn sprechen ohne die obligatorische Formel anzufügen: »Der ist wirklich unbezahlbar, dieser Loiseau.«

Er war von geringem Wuchs und trug einen kugelförmigen Bauch vor sich her, über dem ein von einem grauen Backenbart umrahmtes rotes Gesicht thronte.

Seine großgewachsene, stämmige, resolute Frau war mit ihrer lauten Stimme und ihrer Entschlussfreudigkeit die organisatorische und geschäftstüchtige Seele des Ladens, in dem er vorne mit seinem munter-jovialen Auftreten schaltete und waltete.

Neben ihnen saß Monsieur Carré-Lamadon, ein Herr mit mehr Würde, gehörte er doch einer höheren Kaste an, denn er war ein bedeutendes Mitglied der Gesellschaft, beruflich als Besitzer von drei Spinnereien im Baumwollhandel tätig, überdies Offizier der Ehrenlegion und Mitglied im Bezirksrat. Während der gesamten Kaiserzeit war er Anführer der wohlwollenden Opposition geblieben, einzig und allein, um sich seine Zustimmung zu der politischen Sache, die er mit Samthandschuhen bekämpfte, wie er selbst zu sagen pflegte, nur umso teurer bezahlen zu lassen. Madame Carré-Lamadon, die um einiges jünger war als ihr Gemahl, diente den Offizieren aus guter Familie, die das Pech hatten, in die Garnison von Rouen abkommandiert zu werden, als Seelentrösterin.

Mit ihrem ziemlich kleinen, recht niedlichen, überaus hübschen Körper, den sie in ihre Pelze eingemummelt hatte, saß sie ihrem Mann gegenüber und betrachtete scheelen Auges das jämmerliche Innere der Kutsche.

Ihre Nachbarn, der Graf und die Gräfin Hubert de Bréville, trugen einen der ältesten und edelsten Namen der ganzen Normandie. Der Graf, in seinem Auftreten ein alter Adelige bis in die Fingerspitzen, gab sich große Mühe, unter Einsatz kosmetischer Hilfsmittel seine physische Ähnlichkeit mit König Heinrich IV. zu betonen, der, einer ruhmreichen Legende der Familiengeschichte zufolge, eine verheiratete Tochter aus der Dynastie derer von Bréville geschwängert hatte, woraufhin deren Ehemann als Belohnung zum Grafen und Gouverneur seiner Provinz befördert worden war.

Wie Monsieur Carré-Lamadon war Graf Hubert ebenfalls Mitglied des Bezirksrats, vertrat allerdings die orléanistische Partei im Département. Die Frage, wie es zu seiner Heirat mit der Tochter eines mickrigen Reeders

aus Nantes gekommen war, gehörte zu den großen gesellschaftlichen Rätselfn Rouens. Aber da die Gräfin standesgemäß aufzutreten wusste, bessere Empfänge als sonst jemand gab, ja sogar im Rufe stand, zeitweise die Geliebte eines Sohns von Louis-Philippe gewesen zu sein, verneigte sich der gesamte Adel vor ihr, und ihr Salon blieb die Nummer Eins in der ganzen Gegend, der einzige, in dem noch die alte Galanterie in Ehren gehalten wurde, und wo die Leute sich schwertaten, überhaupt eingeladen zu werden.

Das Vermögen derer von Bréville, das zur Gänze in Liegenschaften angelegt war, belief sich, wie man hörte, auf ein jährliches Einkommen von fünfhunderttausend Pfund.

Diese sechs Personen nahmen also den hinteren Teil der Kutsche ein, und sie repräsentierten den begüterten, selbstzufriedenen und mächtigen Teil der Gesellschaft, jene Schicht, die über Religion und auch sonst über klare Prinzipien verfügte und sich folglich auf ihre sittliche Größe viel zugutehielt.

Wie es der Zufall so wollte, saßen alle Frauen auf der gleichen Bank; und die Gräfin hatte neben sich auch noch zwei Klosterschwestern, die lange Rosenkränze herunterleierten und dazu immer auch noch ein »Pater noster« und ein »Ave Maria« vor sich hin brummelten. Die eine von ihnen war alt und hatte ein Gesicht, das die Pocken so mit Narben übersät hatten, als hätte sie eine volle Salve Schrotkugeln mitten ins Gesicht bekommen. Die andere, von sehr schwächlicher Figur, hatte ein hübsches und kränkliches Köpfchen über einer schwindsüchtigen Brust, die von jener Art Gläubigkeit innerlich zerfressen wurde, wie sie nur Märtyrer und religiöse Schwärmer haben.

Gegenüber den beiden Nonnen befanden sich noch ein

Mann und eine Frau, die die Blicke aller anderen auf sich zogen.

Der Mann, den natürlich alle kannten, war Cornudet, der Demokratenheini, das Schreckbild aller Menschen, die etwas auf sich hielten. Seit zwanzig Jahren tauchte er seinen rötlichen Rauschebart in die Biergläser aller demokratischen Stammtische. Mit seinen Gesinnungsbrüdern und Freunden hatte er ein ganz hübsches Vermögen durchgebracht, das er von seinem Vater, einem ehemaligen Konditor, geerbt hatte, und nun erwartete er ungeduldig die Ankunft der Republik, um endlich den Platz in der Gesellschaft einnehmen zu können, den er sich mit so viel revolutionärem Essen und Trinken redlich verdient hatte. Am 4. September hatte er – vielleicht hatte ihm da jemand einen üblen Streich gespielt – geglaubt, er wäre zum Präfekten ernannt worden; als er aber seine Amtsgeschäfte aufnehmen wollte, weigerte sich das Personal der Präfektur, das ja nun Herr im Hause war, ihn als neuen Präfekten anzuerkennen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als einen geordneten Rückzug anzutreten. Von Haus aus ein guter Kerl, ein harmloser und hilfsbereiter Zeitgenosse, hatte er sich mit unvergleichlicher Hingabe für die Landesverteidigung eingesetzt. Er hatte auf dem freien Feld Löcher graben lassen, die mit frischen Laub und Astwerk von den umliegenden Wäldern aufgefüllt wurden, hatte so auf allen Straßen und Wegen Fallen ausgelegt, und als dann der Feind anrückte, hatte er sich in großer Zufriedenheit über seine vorbereitenden Maßnahmen in Windeseile wieder zurück in die Stadt abgesetzt. Nun war er der Auffassung, in Le Havre von noch größerem Nutzen zu sein, wo demnächst neue Verschanzungsarbeiten notwendig werden würden.

Die Frau, eine von jenen, die im Volksmund Liebes-